



Aus den verlorenen Fragmenten von ›Der Gefangene des Himmels‹

Und so wandten sich, als der 23. April gekommen war, die Gefangenen des Ganges David Martín zu, der mit geschlossenen Augen im Schatten seiner Zelle lag, und baten ihn um eine Geschichte, damit er ihnen die Langeweile vertreibe. »Ich will euch eine Geschichte erzählen«, sagte er, »eine Geschichte von Büchern, Drachen und Rosen, wie es sich für diesen Tag gehört, aber vor allem eine Geschichte von Schatten und Asche, wie es sich für diese Zeiten gehört.«




 Die Chroniken berichten, bei seiner Ankunft in Barcelona an Bord eines aus dem Osten kommenden Schiffs habe der Labyrinthebauer bereits den Keim des Fluches mitgebracht, der den Himmel der Stadt mit Feuer und Blut überziehen sollte. Es war das Jahr des Herrn 1454, und im Winter hatte eine Fieberplage die Bevölkerung dezimiert und die Stadt unter einer ockerfarbenen Rauchdecke von den Feuern zurückgelassen, in denen Leichen und die Totenhemden Hunderter Verstorbener brannten. Schon von weitem konnte man diese giftige Spirale zwischen Türmen und Palästen sich wie ein Todesvorbote emporwinden sehen, der den Reisenden nahelegte, sich nicht den Stadtmauern zu nähern, sondern weiterzufahren. Die Inquisition hatte dekretiert, die Stadt hermetisch abzuriegeln, und ihre Ermittlungen hatten ergeben, dass die Seuche von einem Brunnen nahe dem Judenviertel Sanauja stammte, wo in einer diabolischen Verschwörung semitische Wucherer das Wasser vergiftet hatten, wie tagelange Verhöre mit Folterreisen völlig zweifelsfrei ergeben hatten. Nachdem ihre beträchtlichen Vermögen enteignet und ihre Überreste in einen morastigen Graben geworfen worden waren, blieb allein die Hoffnung, die Gebete der rechtschaffenen Bürger brächten den Segen Gottes nach Barcelona zurück. Mit jedem Tag gab es weniger Tote und spürten mehr Menschen, dass das Schlimmste überstanden war. Das Schicksal wollte indessen, dass Erstere die Glücklichen waren, während die anderen bald diejenigen beneiden sollten, die dieses Jammertal schon verlassen hatten. Als die eine oder andere zaghafte Stimme laut wurde, für die in nomine Dei gegen die jüdischen Kaufleute begangene Freveltat werde eine große Strafe vom Himmel fallen, war es bereits zu spät. Vom Himmel fiel nichts als Asche und Staub. Das Böse kam ausnahmsweise übers Wasser.

 Das Schiff wurde am frühen Morgen gesichtet. Fischer, die vor der Mauer am Meer ihre Netze ausbesserten, sahen es, von der Flut getrieben, aus dem Dunst auftauchen. Als sich der Bug in den Sand


bohrte und der Rumpf nach Backbord krängte, kletterten sie an Bord. Aus der Tiefe drang ein intensiver Gestank herauf. Der Laderaum stand unter Wasser, und ein Dutzend Särge schwamm zwischen den Trümmern. Edmond de Luna, den Labyrinthebauer und einzigen Überlebenden der Reise, fanden sie ans Steuer gebunden und von der Sonne versengt. Zunächst hielten sie ihn für tot, doch als sie ihn genauer untersuchten, stellten sie fest, dass unter den Fesseln noch seine Handgelenke bluteten und seine Lippen einen kalten Atem aushauchten. In seinem Gürtel steckte ein ledergebundenes Heft, aber keiner der Fischer konnte es an sich nehmen, denn inzwischen war eine Gruppe Soldaten in den Hafen gekommen, deren Hauptmann gemäß dem Befehl aus dem Bischofspalast, der von der Ankunft des Schiffs unterrichtet worden war, den Sterbenden ins nahe gelegene Hospital del Mar bringen ließ und bei den Überresten des Schiffes seine Leute als Wachen postierte, bis die Offiziere der Inquisition einträfen, um es zu inspizieren und nach Christenart zu erhellen, was geschehen war. Edmond de Lunas Heft wurde dem Großinquisitor Jorge de León übergeben, einem brillanten, ehrgeizigen Kirchenmann, der darauf baute, dass ihn seine Bestrebungen, die Welt zu läutern, bald zum Seligen, Heiligen und lebendigen Licht des Glaubens machen würden. Nach einer ersten kurzen Prüfung bestimmte er, dass das Heft in einer unchristlichen Sprache verfasst sei, und schickte seine Leute nach einem Drucker namens Raimundo de Sempere, der beim Santa-Ana-Portal eine bescheidene Werkstatt betrieb und dank seiner Reisen als junger Mann mehr Sprachen kannte, als es für einen rechtschaffenen Christen ratsam war. Unter Folterdrohungen wurde der Drucker Sempere zu einem Eid gezwungen, geheim zu halten, was sich ihm enthüllen würde. Erst dann wurde ihm erlaubt, in einem von Wachen gesicherten Saal zuoberst in der Bibliothek im Hause des Erzdiakons neben der Kathedrale das Heft zu begutachten. Der Inquisitor Jorge de León beobachtete ihn aufmerksam und gierig. »Ich glaube, der Text ist auf Persisch geschrieben, Euer Heiligkeit«, murmelte ein erschrockener

Sempere. »Noch bin ich nicht heilig«, stellte der Inquisitor richtig, »aber das wird schon kommen. Fahrt fort...« Und so las und übersetzte der Buchdrucker Sempere die ganze Nacht hindurch für den Großinquisitor das geheime Tagebuch des Abenteurers Edmond de Luna, Träger des Fluches, der die Bestie nach Barcelona bringen sollte.

 Drei-**3**zig Jahre zuvor hatte Edmond de Luna Barcelona auf der Suche nach Wundern und Abenteuern Richtung Osten verlassen. Die Fahrt übers Mittelmeer hatte ihn zu verbotenen, auf keiner Seekarte verzeichneten Inseln geführt; er hatte mit Prinzessinnen und Geschöpfen unaussprechlicher Natur das Bett geteilt, die Geheimnisse längst vergangener Zivilisationen kennengelernt und sich mit der Wissenschaft und Kunst des Labyrinthebaus vertraut gemacht, eine Gabe, die ihm Ruhm und im Dienste von Sultanen und Kaisern Arbeit und Vermögen eintrug. Mit den Jahren bedeutete ihm die Anhäufung von Lustbarkeiten und Reichtümern kaum noch etwas. Seine Habgier und sein Ehrgeiz waren weit über die Träume eines gewöhnlichen Sterblichen hinaus befriedigt, und als reifer Mann, wohl wissend, dass seine Tage gezählt waren, beschloss er, seine Dienste nie wieder zur Verfügung zu stellen, es sei denn, um die größte aller Entschädigungen, das verbotene Wissen. Jahrelang schlug



er Einladungen zum Bau der wundersamsten, verworrensten Labyrinth aus, da ihm kein dafür gebotenes Entgelt begehrenswert erschien. Schon dachte er, es gebe keinen Schatz auf der Welt mehr, der ihm nicht angeboten worden wäre, als ihm zu Ohren kam, der Kaiser der Stadt Konstantinopel verlange seine Dienste und biete dafür ein tausendjähriges Geheimnis, zu dem während Jahrhunderten kein Sterblicher Zugang gehabt habe. Gelangweilt und also von einer letzten Chance in Versuchung geführt, die Flamme seiner Seele noch einmal auflodern zu lassen, suchte Edmond de Luna Kaiser Konstantin in seinem Palast auf. Konstantin lebte in der Gewissheit, dass die Belagerung durch die ottomanischen Sultane früher oder später sein Reich zerstören und das von der Stadt Konstantinopel über Jahrhunderte hinweg angesammelte Wissen vom Antlitz der Erde tilgen würde. Aus diesem Grund bat er Edmond um das größte je geschaffene Labyrinth, eine Geheimbibliothek, eine Stadt aus Büchern, die unter den Katakomben der Hagia Sophia erstehen und wo die verbotenen Bücher und die Wunder jahrhundertalten Denkens für immer bewahrt werden sollten. Für seine Arbeit bot ihm Kaiser Konstantin keinen Schatz an, sondern nur ein schlichtes Fläschchen aus geschliffenem Glas mit einer scharlachroten Flüssigkeit, die in der Dunkelheit leuchtete. Als er ihm das Flakon aushändigte, lächelte Konstantin seltsam. »Ich habe viele Jahre warten müssen, um den Mann zu finden, der dieses Geschenk verdient«, erklärte er. »In falschen Händen könnte das ein Instrument für das Böse sein.« Fasziniert und neugierig untersuchte Edmond es. »Es ist ein Tropfen Blutes des letzten Drachen«, sagte der Kaiser sehr leise. »Das Geheimnis der Unsterblichkeit.«

 **4** Monatlang arbeitete Edmond de Luna an den Plänen für das große Bücherlabyrinth. Immer wieder änderte er das Projekt und war dennoch nie zufrieden. Mittlerweile war ihm klar geworden, dass ihm das Entgelt nichts mehr bedeutete, denn seine Unsterblichkeit wäre eine Folge der Erschaffung dieser wundersamen Bibliothek und nicht eines angeblichen legendären



Zaubertranks. Geduldig, aber besorgt rief ihm der Kaiser in Erinnerung, dass die endgültige Belagerung durch die Ottomanen unmittelbar bevorstand und es keine Zeit zu verlieren galt. Als Edmond de Luna schließlich die Lösung für das große Puzzle fand, war es zu spät. Die Truppen Mehmeds II. des Eroberers hatten Konstantinopel umzingelt. Das Ende der Stadt – und des Reiches – war nur noch eine Frage von Tagen. Der Kaiser nahm Edmonds Pläne voller Bewunderung entgegen, sah aber ein, dass er das Labyrinth niemals unter der Stadt seines Namens würde bauen können. Da bat er Edmond, den Versuch zu wagen, zusammen mit anderen Künstlern und Denkern, die sich nach Italien aufmachen sollten, die Belagerung zu umgehen. »Ich weiß, dass Ihr den geeigneten Ort finden werdet, um das Labyrinth zu erbauen, mein Freund.« Zum Dank gab ihm der Kaiser das Fläschchen mit dem Blut des letzten Drachen, aber ein Schatten der Besorgnis umwölkte sein Gesicht. »Als ich Euch diese Gabe anbot, appellierte ich an die Habsucht des Geistes, um Euch in Versuchung zu führen, mein Freund. Ich möchte, dass Ihr auch dieses bescheidene Amulett annehmt, das eines Tages vielleicht an die Weisheit Eurer Seele appelliert, wenn der Preis des Ehrgeizes zu hoch ist...«

Der Kaiser löste ein Medaillon von seinem Hals und reichte es ihm. Der Anhänger war weder mit Gold noch einem Juwel veredelt, sondern bestand nur eben aus einem kleinen Steinchen, das wie ein Sandkorn aussah. »Der Mann, der es mir gab, sagte, es sei eine Träne Christi.« Edmond runzelte die Stirn. »Ich weiß, Ihr seid kein Mann des Glaubens, Edmond, doch den Glauben findet man, wenn man ihn nicht sucht, und der Tag wird kommen, da sich Euer Herz und nicht Euer Geist nach der Läuterung der Seele sehnt.« Edmond mochte dem Kaiser nicht widersprechen und hängt sich das unbedeutende Medaillon um. Mit dem Plan und dem scharlachroten Flakon als einzigem Gepäck brach er noch in derselben Nacht auf. Kurz danach fielen nach einer blutigen Belagerung Konstantinopel und das Reich, während Edmond übers Mittelmeer der Stadt entgegenfuhr, die er in seiner Jugend zurückgelassen hatte. Er reiste mit einigen Söldnern, die ihm die Überfahrt angeboten hatten, da sie ihn für einen reichen Händler hielten, den man auf hoher See um seine Börse erleichtern könnte. Als sie feststellten, dass er nicht den geringsten Reichtum bei sich hatte, wollten sie ihn über Bord werfen, doch mit dem Versprechen, ihnen Geschichten zu erzählen wie Scheherazade, brachte er sie von diesem Vorhaben ab. Der Trick bestehe darin, den Zuhörern immer den Speck durch den Mund zu ziehen, hatte ihn ein weiser Erzähler in Damaskus gelehrt. »Sie werden dich dafür

hassen, aber sie werden immer noch mehr von dir verlangen.« In freien Momenten begann er seine Erlebnisse in einem Heft festzuhalten. Um es dem indiskreten Blick der Piraten zu entziehen, verfasste er es auf Persisch, einer großartigen Sprache, die er sich in seinen Jahren im antiken Babylon angeeignet hatte. Auf halbem Wege begegneten sie einem abdriftenden Schiff ohne Passagiere noch Besatzung. Sie fanden große Amphoren Wein, die sie an Bord nahmen, um sich allabendlich aus ihnen zu betrinken, während sie den Geschichten Edmonds lauschten, den sie keinen Tropfen kosten ließen. Nach wenigen Tagen erkrankten sie, und bald starben sie einer nach dem anderen an dem Gift, das sie mit dem gestohlenen Wein getrunken hatten. Edmond, der als Einziger diesem Los entging, steckte sie in die Särge, die sie im Laderaum als Beute einer ihrer Plünderungen mitführten. Erst als er der einzige Überlebende an Bord war und fürchtete, als Verirrter auf hoher See in schrecklichster Einsamkeit zu sterben, wagte er das scharlachrote Fläschchen zu öffnen und eine Sekunde lang am Inhalt zu riechen. Dieser kurze Augenblick genügte, um ihn den Abgrund schauen zu lassen, der sich seiner bemächtigen wollte. Er spürte den Dunst, der aus dem Flakon auf seine Haut kroch, und sah eine Sekunde lang seine Hände schuppenbedeckt und ihre Nägel zu schärferen und tödlicheren Klauen werden als die fürchterlichste Waffe. Da umklammerte er das bescheidene Sandkorn an seinem Hals und flehte einen Christus, an den er nicht glaubte, um seine Rettung an. Der schwarze Seelenabgrund verschwand, und Edmond atmete auf, als er seine Hände wieder zu denen eines Sterblichen werden sah. Er verschloss das Fläschchen und verfluchte sich wegen seiner Naivität. Da wurde ihm klar, dass ihn der Kaiser zwar nicht belogen hatte, dass das aber weder Bezahlung noch Segen war. Es war der Schlüssel zur Hölle.

5 Als Sempere das Heft zu Ende übersetzt hatte, erschien zwischen den Wolken das erste Dämmerlicht. Kurz danach verließ der Inquisitor wortlos den Raum, und zwei Wachen kamen, um den Buchdrucker in eine Zelle zu bringen, die er, wie er sich gewiss war, nie wieder lebend verlassen würde. Inzwischen gingen die Leute des Großinquisitors zu den Überresten des gestrandeten Schiffs, wo sie, versteckt in einer Metallschatulle, das scharlachrote Fläschchen finden sollten. Jorge de León erwartete sie in der Kathedrale. Das in Edmonds Text erwähnte Medaillon mit der angeblichen Träne Christi hatten sie nicht finden können, doch den Inquisitor interessierte das nicht, denn er spürte, dass seine

Seele keineswegs der Läuterung bedurfte. Mit von Habgier vergifteten Augen ergriff er das scharlachrote Fläschchen, stellte es auf den Altar, um es zu segnen, und trank, Gott und der Hölle für diese Gabe dankend, den Inhalt in einem einzigen Schluck. Es verstrichen einige Sekunden, ohne dass etwas geschah. Dann begann der Inquisitor zu lachen. Verwirrt schauten die Soldaten einander an und fragten sich, ob Jorge de León den Verstand verloren hatte. Für die meisten von ihnen war das der letzte Gedanke ihres Lebens. Sie sahen den Inquisitor auf die Knie fallen, und ein eisiger Luftzug fegte durch die Kathedrale, warf Statuen und brennende Kerzen um und riss die Holzbänke aus ihrer Verankerung.

Dann hörten sie ihre Haut und ihre Glieder brechen, hörten, wie Jorge de Leóns Sterbegeheul mit dem Brüllen der Bestie verschmolz, die nun aus seinem Fleisch erstand und rasch zu einer blutigen Masse aus Schuppen, Klauen und Flügeln anwuchs. Ein mit axtscharfen Schneiden gespickter Schweif dehnte sich zur größten Schlange aus, und als sich die Bestie umwandte und ihnen ihr Gesicht mit seinen Reißzähnen und Feueraugen offenbarte, erstarrten sie vor Schrecken, und so erreichten die Flammen sie und rissen ihnen das Fleisch von den Knochen, wie der Sturm die Blätter vom Baum reißt. Da entfaltete die Bestie, Inquisitor San Jorge und Drache in einem, die Flügel, flog auf und durchbrach in einem Glas- und Feuersturm die große Rosette der Kathedrale, um sich über die Dächer Barcelonas zu erheben.

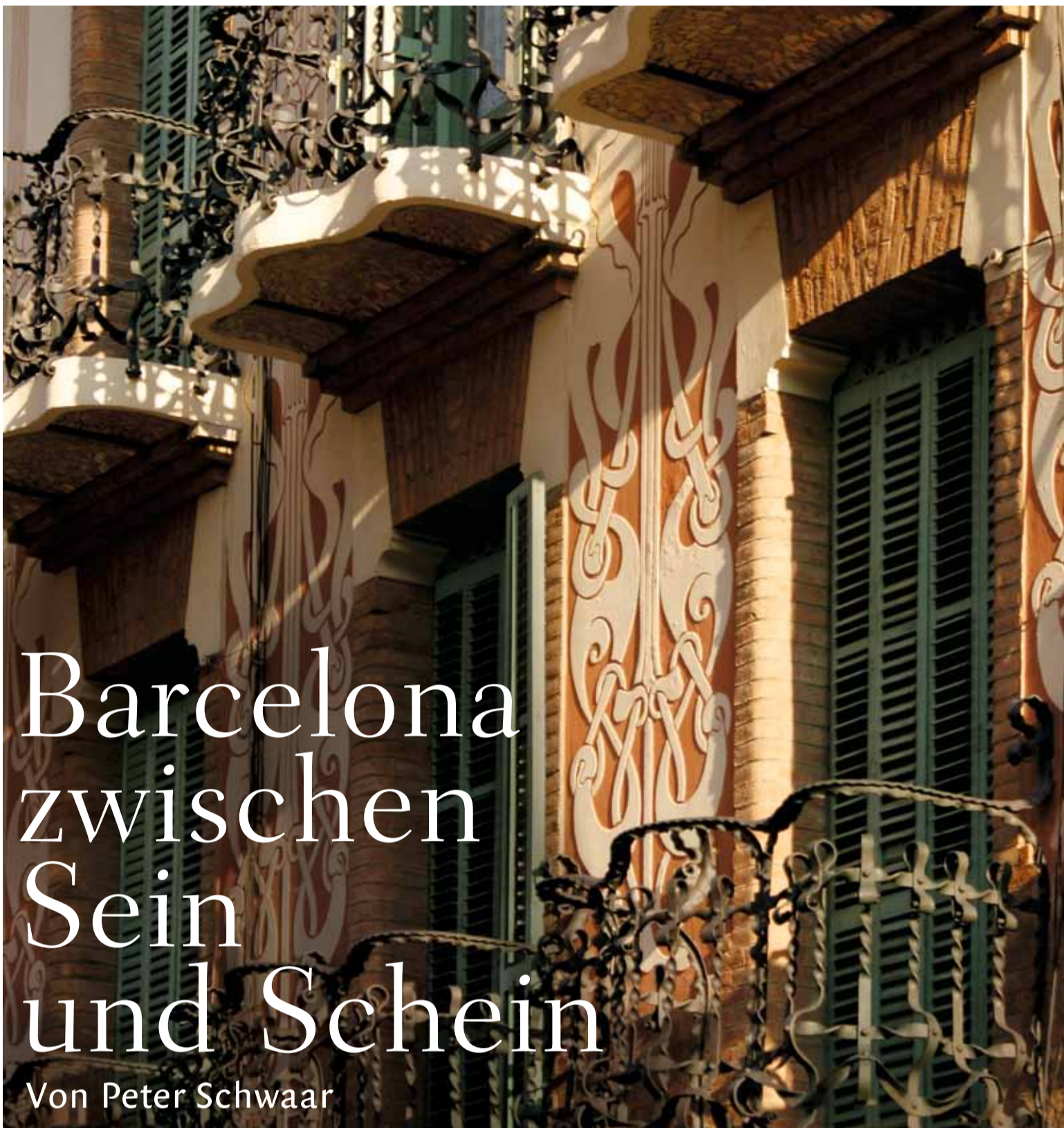
6 Sieben Tage und sieben Nächte säte die Bestie Angst und Schrecken, riss Kirchen und Paläste nieder, steckte Hunderte Häuser in Brand und zerstückelte mit ihren Klauen die zitternden Gestalten, die um Erbarmen winselten, nachdem ihnen die Dächer über dem Kopf hinweggefegt worden waren. Der Karmesindrache wuchs mit jedem Tag weiter und verschlang alles, was er auf seinem Weg vorfand. Es regnete zerfetzte Körper vom Himmel, und die Flammen seines Atems strömten wie ein blutiger Sturzbach durch die Straßen. Am siebenten Tag, als alle in der Stadt dachten, die Bestie werde sie vollständig dem Erdboden gleichmachen und ihre sämtlichen Bewohner ausrotten, bot ihr eine einsame Gestalt die Stirn. Edmond de Luna, kaum genesen und noch hinkend, stieg die Stufen vom Dach der Kathedrale hinan. Oben wartete er, bis ihn der Drache erblicke und hole. Zwischen den schwarzen Rauch- und Glutwolken erschien die Bestie in ihrem rasenden Flug über die Dächer Barcelonas. Sie war so sehr gewachsen, dass sie bereits größer war als die Kirche, in der sie entstanden war. Edmond de Luna konnte sich in diesen Augen, riesig wie Bluteiche, gespiegelt sehen. Die Bestie, jetzt wie eine Kanonenkugel über die Stadt rasend und dabei Dächer und Türme mitreißend, sperrte ihren Schlund auf, um ihn zu verschlingen. Da zog Edmond de Luna dieses elende Sandkorn hervor, das an seinem Hals hing, und drückte es in seiner Faust. Er erinnerte sich an Konstantins Worte und sagte sich, der Glaube habe ihn endlich gefunden und sein Tod sei ein sehr geringer Preis, um die schwarze Seele der Bestie zu läutern, die nichts anderes als die Seele aller Menschen war. So hob er die Faust mit der Träne Christi, schloss die Augen und bot sie dem Drachen dar. Dessen Schlund verschlang Edmond in Windeseile, und der Drache erhob sich durch die Lüfte zu den Wolken empor. Die sich jenes Tages entsinnen, sagen, der Himmel habe sich gespalten, und ein mächtiger Glanz habe das Firmament entzündet. Die Bestie war in die zwischen ihren Zähnen hervorquellenden Flammen gehüllt, und ihr Flügelschlagen projizierte eine riesige Feuerrose auf die ganze Stadt. Da wurde es still, und als die

Überlebenden die Augen wieder öffneten, hatte sich der Himmel bedeckt wie in der schwärzesten Nacht, und ein langsamer Regen aus glänzenden Ascheflocken fiel aus der Höhe herab, bedeckte Straßen, ausgebrannte Ruinen und die Stadt der Gräber, Kirchen und Paläste mit einer weißen Decke, die unter der Berührung zerfiel und nach Feuer und Fluch roch.

7 In dieser Nacht gelang Raimundo de Sempere die Flucht aus seiner Zelle, und bei seiner Heimkehr stellte er fest, dass die Familie und die Buchdruckerwerkstatt die Katastrophe überlebt hatten. Im Morgenrauschen ging der Drucker zur Stadtmauer am Meer. Die Überbleibsel des Schiffs, das Edmond de Luna nach Barcelona zurückgebracht hatte, wiegten sich im Wasser. Das Meer hatte den Rumpf abzuwracken begonnen, so dass er ihn betreten konnte wie ein Haus, dem eine Wand fehlte. Im Geisterlicht des frühen Morgens durch das Schiff gehend, fand der Drucker endlich das Gesuchte. Der Salpeter hatte einen Teil der Zeichnung zerfressen, aber der Plan des großen Bücherlabyrinths war noch intakt, so wie Edmond de Luna es entworfen hatte. Er setzte sich in den Sand und faltete ihn auseinander. Sein Geist vermochte die Komplexität und Arithmetik nicht aufzunehmen, die in dieser Illusion lagen, doch er sagte sich, es würden berühmtere Köpfe kommen, die seine Geheimnisse ergünden könnten, und dass er, bis Weisere einen Weg fänden, das Labyrinth zu retten und an den Preis der Bestie zu erinnern, die Pläne in der Familienschatulle verwahren werde, wo sie eines Tages, dessen war er sich sicher, den Labyrinthebauer finden würden, dem eine so große Herausforderung gebührte.

Aus dem Spanischen von Peter Schwaar





Barcelona zwischen Sein und Schein

Von Peter Schwaar

Spaziert man in Barcelona von der zentral gelegenen Plaza de Catalunya die Rambla hinunter und biegt linker Hand in die erste Seitenstraße ein, die Calle Santa Ana, so kommt man nach gut fünfzig Metern zu einem Handschuhladen, der Guantería Alonso mit der Hausnummer 27. Ich kenne diesen Laden seit vielen Jahren, er ist eines der zahlreichen altherwürdigen Geschäfte im Barrio Gótico, Barcelonas Altstadt. Nicht alle von ihnen finden jedoch Eingang in die Weltliteratur wie dieses. In Carlos Ruiz Zafóns jüngstem Roman, *Der Gefangene des Himmels*, heißt es: »... aus der Gründungszeit des Buchladens im Jahr 1888, als Urgroßvater Sempere (...) Geld aufgenommen hatte, um einen alten Handschuhladen zu kaufen und zur Buchhandlung umzubauen.« Der Unterschied zwischen Fiktion und Realität besteht nur darin, dass bei Alonso bis auf den heutigen Tag Handschuhe und Fächer statt Romane und Gedichte verkauft werden. Vermutlich hindert einzig der falsche Familienname – Alonso statt Sempere – die Eigentümerschaft am Umsatteln auf Bücher.

In Zafóns Romanen ist die Buchhandlung Sempere eines der Epizentren; von ihr gehen über mehrere Generationen hinweg alle entscheidenden Fäden aus, und hier laufen sie wieder zusammen, von *Der Schatten des Windes* über *Das Spiel des Engels* bis zu *Der Gefangene des Himmels*. Im Schatten wirken hier als Diener am buchgewordenen Wort Daniels Vater sowie Fermín Romero de Torres, dessen Geschichte wir in Zafóns jüngstem Roman erfahren; im *Gefangenen* sind es der mittler-

weile mit Bea verheiratete Daniel, sein Vater und natürlich weiterhin der unverwüsthche Fermín. Im zeitlich früher angesiedelten *Spiel des Engels* leitet noch Daniels Großvater den Laden; der Ich-Erzähler, der Schriftsteller David Martín, berichtet: »Der liebste Ort in der ganzen Stadt war mir Sempere und Söhne in der Calle Santa Ana. Diese Buchhandlung mit dem Geruch nach altem Papier und Staub war mein Heiligtum und mein Zufluchtsort.« Und an diesem magischen Ort lernt Isabella, die David Martín zunächst mit Lebensmitteln aus dem Hause Gispert beliefert und sich später von ihm im Schreiben unterrichten lässt, ihren künftigen Mann kennen – sie wird Daniel Sempere Mutter werden.

Ebenfalls in einer Seitenstraße der Rambla, der Calle Arco del Teatro, wenn auch nicht ganz so präzise lokalisierbar wie Sempere und Söhne, ist die zweite Buchkultstätte angesiedelt, der Friedhof der Vergessenen Bücher, wohl Zafóns genialste, phantastischste Schöpfung, der von einigen Literaturkennern schon ein vergleichbarer Status zuerkannt wird wie etwa Gabriel

*»Mit dem dritten Teil des Zyklus um den ›Friedhof der Vergessenen Bücher‹ festigt Carlos Ruiz Zafón seinen Platz als meistgelesener spanischer Autor.«
La Vanguardia*

García Márquez' *Macondo*. Auch ihn erhebt Zafón in den Rang des Magischen.

Und da dieses Wort jetzt schon zum zweiten Mal gefallen ist, drängt sich ein kleiner Exkurs auf. Auf der Suche nach der Villa Helius, wo in *Das Spiel des Engels* David Martíns Schriftstellerfreund und -konkurrent Pedro Vidal residiert, verlor ich mich vor einigen Jahren in einem Seitensträßchen des Pedralbes-Viertels. Und während ich hin und her überlegte, ob ich noch weiter bergan suchen oder doch besser auf die Avenida Pearson zurückgehen sollte, glitt in wenigen Metern Entfernung ein graues Oldtimercabriolet vorbei, in dem Pedro Vidal saß, am Steuer sein Fahrer Manuel Sagnier. Nun wende man bitte nicht ein, das könne nicht sein, das sei die Ausgeburt einer überreizten Übersetzerphantasie oder eine Fata Morgana – es ist keine Frage von Sein- oder Nichtseinkönnen; die Frage wäre allenfalls, warum das Auto gerade zu dem Zeitpunkt vorüberfuhr, da ich mich in dieser Straße befand, um Pedro Vidals Villa zu suchen (die übrigens ein wenig unterhalb der Avenida Pearson steht). Das ist die Magie von Carlos Ruiz Zafóns Welt.

Und nun eben der Friedhof der Vergessenen Bücher. Wer ihn in einem der bisherigen drei Romane der geplanten Tetralogie einmal an der Seite von Daniels Vater oder Daniel selbst besucht hat, wird den Ort nie vergessen. Wo dieses Bücherlabyrinth seinen Ursprung hat, wird in der Erzählung *Die Feuerrose* auf diesen Seiten geschildert. Für mich ist es nur eine Frage der Zeit, bis der alte Wächter Isaac Monfort auch mir eines Tages die vielfach ineinander verzahnten Türschlösser öffnet

und mich durch den breiten Gang zum großen Saal mit seinen Gängen, Tunnels, Treppen, Bögen, Gewölben und den Hunderttausenden Büchern unter der riesigen Glaskuppel führt, damit ich mir einen Band aussuche, den ich dann mein Lebtage hege und pflege und vor ebendiesem Vergessen bewahre.

Bis dahin bleibt allerdings genug Muße, mich zum Mittagessen dem Restaurant Can Lluís zu nähern, einem von Fermín Romero de Torres' Lieblingslokalen: »Gutes Essen ist wie junge Mädchenblüte – nur Schwachköpfe wissen sie nicht zu schätzen«, lautet einer der unzähligen Aphorismen aus dem Munde Fermíns, der originellsten von Carlos Ruiz Zafóns Figuren. Ich gehe ein Stück die Rambla zurück Richtung Plaza Catalunya, biege nun aber links in die Calle Hospital ein, von der sich irgendwann die Calle de la Cera mit dem Can Lluís links abgabelt. Zwar habe ich nicht die Ehre, mit Fermín hier zu speisen, wohl aber mit Professor Alburquerque, der im neuen Roman bei Daniels und Fermíns Eintreffen gerade zur Zeitungslektüre an der Theke sein Abendessen verzehrt. Kein Witz, keine Phantasterei: Mein Alburquerque heißt tatsächlich Alburquerque; es ist der zweite Name von Sergi Doria, der einen demnächst auch auf Deutsch zu lesenden Führer durch das Barcelona des Carlos Ruiz Zafón verfasst hat und zu dessen Ehren Zafón den Professor so getauft hat. »Nur haben wir nachher keine Papiere gefälscht«, sagt Doria-Alburquerque lachend und spielt damit auf den neuen Roman an.

Meinen Verdauungsspaziergang mache ich zur Calle Tigre, wo sich La Paloma befindet, als Tanzpalast eine regelrechte Barceloneser Legende, die jedoch vor einigen Jahren und mit ungewisser Zukunft dichtgemacht hat. Hier feiert Fermín, dem die Roció mehr als eine Träne nachweint, seinen Junggesellenabschied, und hier trinkt sich Daniels alter Vater unbeabsichtigt den ersten (und vermutlich auch letzten) Rausch seines Lebens an.

Ich mache mich auf den Weg zum Montjuïc. Der an dessen Südrand gelegene Friedhof, eine monumentale Totenstadt, ist einen eigenen Ausflug wert. Hier liegt das Grab von Isabella, Daniels Mutter. Warum und wie sie mit zweiundzwanzig Jahren starb, erfahren wir erst in diesem Roman. Nicht nur der Friedhof Montjuïc, auch andere Barceloneser Totenstädte haben in ihrem Schwebezustand zwischen Licht und Schatten, zwischen Tod und Leben Eingang in die drei Zafón-Romane gefunden (ebenso in den früheren Roman *Marina*).

Doch ich will an den Ort, an dem sich der ganze zweite Teil des neuen Buches abspielt, dessen Inhalt ich eben erst im Can Lluís aus Fermíns Mund erfahren habe. In der Metrostation Paralelo besteige ich das Funicular zur Avenida de Miramar hinauf, wo ich auf die Schwebeseilbahn mit ihrer umwerfenden Sicht auf die Stadt umsteige, um mich zum Kastell hinaufgondeln zu lassen. Bis vor nicht allzu vielen Jahren thronte hier noch ein metallgehauener Generalísimo Franco hoch zu Pferd; er wurde, wie fast überall in Spanien, irgendwann in einer Nacht-und-Nebel-Aktion abgeschraubt und in die Rumpelkammer verbannt. Noch sind die Kanonen der Festung zu besichtigen; um uns dagegen eine Vorstellung von den dunkel-feuchten unterirdischen Gängen mit den Kerkern aus der Franco-Zeit zu machen, müssen wir uns an *Der Gefangene des Himmels* halten. Das Einzige, was heute noch von dieser Gefängniswelt zu sehen ist, sind die rasenbesetzten Gräben, wo sich die Gefangenen einmal täglich die Füße vertreten und des Sonnenlichts erfreuen durften. In einem der zugigen, morastigen, stinkenden Kerkerlöcher verbringt Fermín die schlimmste Zeit seines Lebens in der Überzeugung, hier nie wieder lebend herauszukommen. Mit Hilfe von David Martín, der ebenfalls in diesem Kerkerloch einsitzt und – eines von Zafóns schönen Spielen zwischen Schein

und Sein – Das Spiel des Engels verfasst, gelingt ihm jedoch die Flucht.

Da das Somorrostro-Viertel, eine Barackensiedlung zwischen dem heutigen Hospital del Mar und dem Poblenou gelegen, wo Fermín nach der Flucht seiner Genesung entgegendämmert, ebenfalls nicht zu besichtigen ist, weil es schlicht nicht mehr existiert, fahre ich wieder in die Stadt hinunter – vielmehr: spaziere hinunter, und zwar durch die Calle del Poeta Cabanyes, wo ich mir in der Nr. 25 bei Quimet einige Tapas gönne. Wieder auf der Rambla, halte ich nach Oswaldo Darío de Mortenssen Ausschau. Doch er ist längst nicht mehr da. Trotzdem lohnt sich der Besuch des Virreina-Palasts, vor dem zu Romanzeiten das Schreiberhäuschen Oswaldos stand, mit dessen Hilfe Fermín zu seinen Papieren kommt, gefälschten Papieren, die ihm eine echte Ehe erlauben.

Zum Schluss schlendere ich die Rambla wieder zur Plaza de Cataluña hinauf, überquere den Platz diagonal Richtung obere Ecke des Warenhauses El Corte Inglés, folge dem Paseo de Gracia bis zur Gran Vía und dann dieser nach rechts, bis ich nach zwei Häuserblocks zur Kreuzung mit der Calle Roger de Lauria gelange. Hier steht in alter Pracht das Hotel Ritz, das vor einigen Jahren allerdings seinen Namen in Palace geändert hat. In diesem Ritz ist Pablo Cascos Buendía abgestiegen, einst der erste Verlobte von Daniels Frau Bea, und erwartet die nämliche Bea zum Mittagessen. Die erscheint nicht, hingegen erscheint Daniel, blind vor Zorn und Eifersucht, nachdem er erfahren hat, dass Cascos Bea weiterhin mit Liebesbriefen beschickt. Wie Daniel Sempere, sonst so friedfertig in seiner Bücherwelt lebend, Cascos ein neues Gesicht verpasst, das ist eines der Highlights des neuen Zafón. Und jetzt überlasse ich Sie Ihrem Schicksal, liebe Leserin, lieber Leser, das heißt, der Lektüre des besagten Gefangenen des Himmels. ▶



Herausgeber: S. Fischer Verlag, Hedderichstraße 114, 60553 Frankfurt am Main
www.fischerverlage.de

Redaktion: Peter Schwaar, Britt Somann
Alle Rechte vorbehalten. Keine unerlaubte Vervielfältigung.

6 Fragen an Carlos Ruiz Zafón

Vor gut zehn Jahren veröffentlichte Carlos Ruiz Zafón seinen Roman ›Der Schatten des Windes‹. Das Buch wurde zum weltweiten Bestseller. Mittlerweile hat Ruiz Zafón zwei Folgeromane veröffentlicht, »Fortsetzungen« im weitesten Sinne. Der jüngste Roman ist ›Der Gefangene des Himmels‹. Am Ende wird es vier Romane geben.

Carlos Ruiz Zafón, Ihr neuer Roman ist das dritte von vier Büchern, deren erstes ›Der Schatten des Windes‹ war. Die Romane sind auf komplexe Weise miteinander verknüpft. Können Sie uns erklären, welche Verbindung zwischen den Büchern besteht? Die Idee hinter diesem Romanquartett um den »Friedhof der Vergessenen Bücher« war es, ein Labyrinth von Geschichten zu schaffen. Jedes der vier Bücher steht für sich, ist aber mit den anderen durch Handlungselemente, Figuren und das Zentrum dieses Universums verbunden, den »Friedhof der Vergessenen Bücher«. Die Geschichte sollte wie eine Art fortlaufender organischer Prozess funktionieren. Abhängig davon, durch welche Tür man das Labyrinth betritt oder in welcher Reihenfolge man die Romane liest, wird die Leseerfahrung eine andere sein. Die Geschichte arrangiert sich gewissermaßen neu, und man wird die anderen Geschichten auf andere Art und Weise interpretieren. Wenn man mit dem ›Schatten des Windes‹ oder mit dem ›Spiel des Engels‹ oder jetzt mit dem ›Gefangenen des Himmels‹ anfängt und dann die anderen Bücher in beliebiger Reihenfolge liest, wird die Erfahrung des Lesers eine andere sein.

Was erwartet uns im neuen Buch ›Der Gefangene des Himmels‹?

Ein Roman, der mit der Welt um den »Friedhof der Vergessenen Bücher« verbunden ist und in Ton und Leseerfahrung dem ›Schatten des Windes‹ vielleicht näher ist als dem ›Spiel des Engels‹. Es ist ein Roman voller Bewegung, den man genießen kann, der versucht, Gefühl, Abenteuer, Humor, Magie und Romantik heraufzubeschwören. Er ist sicher leichtfüßiger und liebenswerter als ›Das Spiel des Engels‹, dem dunkelsten und schwierigsten Roman des Quartetts. ›Der Gefangene des Himmels‹ erlaubt es uns, ›Das Spiel des Engels‹ und den ›Schatten des Windes‹ neu zu interpretieren. Das, was manche Leser am ›Spiel des Engels‹ verwirrend und mehrdeutig fanden, erhellt sich nun. Es ist auch der Roman von Fermín Romero de Torres: Die Umstände, die ihn als Person geprägt haben, werden enthüllt.

Fermín Romero de Torres ist ganz klar der Protagonist, eine Figur, die direkt aus dem Pikaresken kommt. Was denken Sie über ihn?

Fermín ist immer da. Er ist dauerhafter Bewohner meines Gehirns, ich glaube, er okkupiert ungefähr fünfundzwanzig Prozent meiner Gehirnmasse, und ich kann mich nicht von ihm befreien. Er ist eine Figur, die mir sehr nahe ist, und während seine Rolle im ›Schatten des Windes‹ sekundär war, war der Plan von Beginn an, dass er im dritten Roman die Zügel in die Hand nimmt. Fermín hatte Lust, zurückzukehren, und ich hatte Lust, ihn zurückzubringen, denn ich verbringe gern Zeit mit ihm und ich glaube, dass er und Julián Carax (der unglückliche Autor des ›Schatten des Windes‹) die beiden Figuren sind, mit denen ich mich am besten verstehe und die mir sehr nahe sind. Im ›Spiel des Engels‹ habe ich ihn auf der Bank schmoren lassen, nun meldet er sich mit einem Kanteriesieg zurück. Der Roman ist seiner. Ich konnte nichts tun, um ihn davon abzuhalten.

Der »Friedhof der Vergessenen Bücher« ist eine imaginierte riesige Bibliothek irgendwo in Barcelona. Er ist offensichtlich eine Metapher. Eine Metapher wofür?

Er ist eine Metapher nicht nur für vergessene Bücher, sondern für vergessene Ideen, vergessene Menschen, vergessene Erinnerungen. Ich war immer der Meinung, dass die Menschen sind, was sie erinnern. Je weniger wir erinnern, desto weniger sind wir. Für mich ist der »Friedhof der Vergessenen Bücher« eine Metapher für all die Dinge, die uns menschlich machen. Und dafür, dass wir manchmal etwas vergessen zugunsten von Dingen, die dringlicher erscheinen, aber weit weniger wichtig sind – all das wollte ich zur Sprache bringen.

Sie verbringen etwa die Hälfte Ihrer Zeit in Los Angeles, wo Sie früher als Drehbuchautor gearbeitet haben. Hatte schon einmal jemand die Idee, die Bücher zu verfilmen?

Viele Menschen hatten die Idee, ja. Menschen, die ich seit Jahren kenne und respektiere. Aber ich wollte es nie wirklich, nicht weil die Leute, die an mich herangetreten sind, nicht gut gewesen wären – einige gehörten zur Crème de la Crème der Filmbranche, und ich hatte großen Respekt für sie und ihre ehrlichen Absichten. Vielleicht wollte ich es nie, weil ich selbst schon in der Küche war und weiß, wie dort gekocht wird, und weil die Bücher meine ganz persönliche Sache sind.

Als Romancier frage ich mich gelegentlich, warum alles in einen Film, eine Fernsehserie oder ein Videospiel verwandelt werden muss. Warum kann ein Roman nicht ein Roman bleiben? Ich glaube immer noch, dass nichts eine Geschichte mit dem Reichtum, der Komplexität und dem Zauber erzählen kann wie ein Roman – wenn er gut gemacht und gut geschrieben ist.

Es ist nun schon wieder einige Zeit her, dass Sie dieses Buch abgeschlossen haben. Haben Sie das vierte und letzte Buch schon geschrieben, mögen Sie darüber sprechen? Ich arbeite daran, es wird das große Finale. Und auch wenn ich denke, dass Leser des ›Gefangenen des Himmels‹ plötzlich das Gefühl bekommen könnten »Oh Gott, es ist so weit, es ist so weit, das große Finale erwartet uns«, muss ich sagen, ja, das große Finale erwartet den Leser, aber es warten auch noch jede Menge Überraschungen. Das Labyrinth der Geschichte arrangiert sich immer wieder neu und die Komplexität dieses Mechanismus wird sich erst am Ende vollkommen zeigen. Ich arbeite also an diesem finalen Buch, das möglicherweise das komplexeste und opernartigste der Bücher wird. Nach dem spaßigen, schnellen, witzigen und wilden Abenteuer des ›Gefangenen des Himmels‹ stürzen wir direkt in das große Opernfinale dieses gotischen Romanquartetts.

Die Barcelona-Romane



Neu!

416 Seiten
€ (D) 22,99 · € (A) 23,70



720 Seiten
€ (D) 10,95 · € (A) 11,30



352 Seiten
€ (D) 9,99 · € (A) 10,30



Lieferbar ab März 2013, ca. 562 Seiten
€ (D) 9,99 · € (A) 10,30

Der Zafón-Newsletter

Alle brandneuen Informationen und Lesungstermine abonnieren unter www.carlosruizzafon.de

Kostenlos im App-Store!

Die Zafón-App

